

Stärken und Schwächen unseres Schulsystems – eine Analyse.

Fünf Thesen zum Bildungsland Schweiz



Sind die Startchancen dieser Primarschülerinnen gleich?

Bild: Elia Bianchi/Keystone (Chiasso, 31. August 2020)

Seit rund 40 Jahren beschäftige ich mich als Journalist mit Schule und Bildung. Politisch hat dieses Gebiet in dieser Zeit an Bedeutung gewonnen, häufig wird mit Schlagworten operiert. Doch was sind die grossen Linien? Nachfolgend fünf Thesen abseits der Tagespolitik.

These 1: Die Digitalisierung ist ebenso eine Chance wie eine Gefahr.

Die Sache ist zweischneidig. Einerseits: Die Digitalisierung, die durch Corona zusätzlichen Schub erhalten hat, sorgt für Demokratisierung der Bildung, für niederschweligen Zugang zu Wissen, für Vermehrung der Wissensquellen; wir lernen nicht mehr bloss in der Schule oder dem Erwachsenenbildungskurs, sondern auch im Internet und in den sozialen Medien. Andererseits droht da auch eine Gefahr: Es ist die potenzielle Vertiefung des Bildungsgrabens. Das Knackn der digitalen Welt ist nicht für alle gleich einfach und selbsterklärend. Das gilt nicht nur für uns Alte, auch schwächer begabte junge Menschen stossen bisweilen auf unüberwindliche Hürden. Der Graben zwischen ihnen und den normal Begabten könnte weiter wachsen, die Schwächeren könnten noch mehr abgehängt werden.

These 2: Der Fokus auf Pisa führt zu falschen Prioritäten.

Pisa – die internationale Schüler-Bewertung unter der Ägide der OECD – wird seit dem Jahr 2000 in dreijährigem Turnus durchgeführt, mit dem Ziel, alltags- und berufsrelevante Kenntnisse und Fähigkeiten von Fünfzehnjährigen zu messen und zu vergleichen. Pisa ist eine Folge der Globalisierung; zuvor gab es solch internationales Kräfte messen nicht. In der Schweiz und anderswo gab es dadurch den sogenannten Pisa-Schock; er betraf vor allem den höchst durchschnittlichen Bildungsstand im Lesen.

Pisa führte dazu, dass sich Politik und Wirtschaft viel mehr um die Schule kümmern als früher. Das ist nicht a priori schlecht. Aber wenn das Pisa-Ergebnis als Beleg für die Potenz des eigenen politischen Systems missbraucht wird, dann wird es problematisch. Die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen: dass die Bildung und Formung der Jugendlichen nicht mehr primär diesen Jugendlichen dient, sondern den Bedürfnissen von Politik und Wirtschaft. Eine zweite Gefahr stellt die Illusion dar, Bildung könne exakt vermessen werden. Zur Bildung gehören auch Kompetenzen, soziale, emotionale, die mit keiner Prüfung der Welt gemessen werden können. Soll sich die Schweiz von Pisa verabschieden? Nein. Aber sie soll die Ergebnisse nicht überhöhen und nicht zum Anlass für hektische Betriebsamkeit nehmen.

«Die Gefahr besteht, dass die Bildung nicht primär den Jugendlichen dient, sondern den Bedürfnissen von Politik und Wirtschaft.»

These 3: Bologna hat die Stärken der Universitäten unterminiert.

1999 wurde in Bologna eine Deklaration für eine umfassende internationale Hochschulreform verabschiedet. Ihr Ziel war die Schaffung eines europäischen Hochschulraumes, die Vereinheitlichung von Studiengängen und -abschlüssen, mit dem Ziel, die internationale Mobilität der Studierenden zu fördern. Anstelle eines einstufigen Studiums trat der zweistufige Bachelor- und Masterabschluss.

Die Kritik an Bologna will auch nach 20 Jahren nicht verstummen. Zu Recht. Den Götzen Vereinheitlichung und Vergleichbarkeit werden nationale Stärken und Eigenheiten geopfert, mit dem starren Studienkonzept wird dem freien Studieren, dem Mitnehmen von Perlen aus anderen Studiengängen, der Garau gemacht. Mit Bologna wird eine verschulte Ausbildung ohne akademische Tiefe geschaffen, die nicht angemessen für einen Beruf oder die Wissenschaft qualifizieren kann. Beschäftigungsfähigkeit am Arbeitsmarkt steht heute über allem.

Soll sich die Schweiz von Bologna verabschieden? Das geht gar nicht. So wie wir nicht zur Sommerzeit-Insel werden können, können wir nicht zur Bologna-Insel werden, zu gross sind die internationalen Vernetzungen und Verzahnungen. Aber die Schweiz sollte versuchen, die unangenehmen Folgen vom Bologna zu mildern und zum Beispiel dem Studieren abseits der «Autobahn», dem Fischen nach schönen Perlen abseits der Nützlichkeit und Verwertbarkeit wieder mehr Raum zu gewähren.

These 4: Integration ist gut, braucht aber Ressourcen.

Die Integration, also die Schulung möglichst vieler Kinder und Jugendlicher in einer Normal-

klasse, ohne gleichzeitige Führung von Kleinklassen, stammt ursprünglich aus dem Behindertengleichstellungsgesetz. Die Idee: Wer separiert wird, wird stigmatisiert. Überdies profitierten die Schwächeren von den Stärkeren, wenn sie gemeinsam geschult werden. Es ist eine Herkulesaufgabe für eine Klassenlehrperson, alle Gruppen miteinander zu fördern. Deshalb wird die Kritik an der integrativen Schulung immer lauter. Integration ist ein aufwendiges Konzept. Sie funktioniert nur reibungslos, wenn genügend Ressourcen zur Verfügung stehen, zeitliche, räumliche, personelle, finanzielle. Und die stehen in den meisten Kantonen nicht ausreichend zur Verfügung. Heilpädagoginnen fehlen zum Beispiel an allen Ecken und Enden. Soll sich die Schweiz von der integrativen Schulung verabschieden? Nein. Aber sie soll sie nicht zur allein seligmachenden Doktrin erheben.

These 5: Bei der Chancengleichheit ist die Schweiz noch viel zu wenig weit.

Die Möglichkeiten, zu höherer Bildung zu gelangen, sind für junge Menschen grösser geworden. Früher gabelten sich die Wege nach der Volksschule, oft schon nach der Primarschule. Heute ist auch einem leistungswilligen Realschüler der Weg an eine Hochschule nicht mehr versperrt. Die Zahl der akademischen, der tertiären Abschlüsse ist stark gewachsen, vor allem im Berufsbildungsbereich. Neben Universitäten und Eidgenössischen Technischen Hochschulen traten Fachhochschulen, Pädagogische Hochschulen, eidgenössische Berufsprüfungen, höhere Fachprüfungen sowie Abschlüsse an höheren Fachschulen.

Doch im Jahr 2018 hat der Schweizerische Wissenschaftsrat eine Studie veröffentlicht, in welcher er sich der «sozialen Selektivität» des Bildungssystems widmete. Er kam zum Schluss, dass in der Schweiz punkto Aufstiegschancen noch immer «unhaltbare Zustände herrschen» – zum Schaden von Jugendlichen aus sozial benachteiligten Schichten oder mit einem Migrationshintergrund, zum Schaden aber auch für die Volkswirtschaft. Die Schule Schweiz ist offenbar immer noch gut für die Guten und schlecht für die Schlechten. Das Thema gehört deshalb endlich an die Spitze der bildungspolitischen Desiderata.



Hans Fahrländer
Der Publizist war Chefredaktor und Präsident des publizistischen Ausschusses bei den AZ Medien.

Kommentar

Homeoffice ändert Wohnträume

Die Coronapandemie wirkt in naher Zukunft womöglich noch tiefer in unseren Alltag hinein als bisher. Die neueste Immobilienstudie von Wüest Partner zeigt, wie die Menschen darauf reagieren. Für diejenigen, die teilweise im Homeoffice arbeiten, wird die Wohnung wichtiger als bisher. Da stellen sich Fragen wie: Ist sie gross genug, geht eine Videokonferenz, wenn die Kinder daheim sind, braucht's noch ein Zimmer fürs Büro?

Bei Homeoffice Tätigen steigt die Unzufriedenheit mit der Wohnung. Der Wunsch nach mehr Raum, möglichst auch nach einem Stück Garten, wächst. Erstmals ist für viele die gute Lage des Hauses beziehungsweise der Wohnung sogar wichtiger als Befriedigung bei der Arbeit. An Bedeutung gewinnt jetzt verständlicherweise auch der Wunsch nach Sicherheit. Dem Coronavirus geschuldet sein dürfte zudem, dass der Stellenwert von Reisen, Kulturleben oder leider auch eines politischen oder gesellschaftlichen Engagements sinkt.

Wenn die Menschen mehr daheim sind und mehr Wohnraum brauchen, treibt dies die schon hohen Preise für Wohneigentum weiter hoch. Wenn Menschen deshalb auch abseits der Zentren etwas Bezahlabares suchen, ist das aber zweischneidig. Die Wohnzufriedenheit mag steigen. Doch ob die Liegenschaft gleich attraktiv bleibt, wenn die Forschung die Pandemie hoffentlich bald in den Griff bekommt, ist fraglich. Im Zweifelsfall sollte man an peripheren Lagen lieber etwas mieten als kaufen.



Mathias Küng
mathias.kueng@chmedia.ch

Apropos

Marke prima

Sehr geehrter Herr Unterhaltungskünstler aus Oberägeri, ich finde Sie humorvoll, lustig und ich lache immer wieder über Ihre Gags. So richtig Marke prima.

Oh, Entschuldigung, jetzt bin ich eine Zeile verrutscht. Eigentlich wollte ich sagen: Sehr geehrter Unterhaltungskünstler aus Oberägeri, ich fand Ihre Gags immer oberlangweilig, unterdurchschnittlich und irgendwie humorlos. Ich fand Sie zu keiner Zeit lustig, konnte nie über Ihre Witze lachen. Nun haben Sie sich in dieser schwierigen Zeit des Coronavirus meiner Meinung nach einige Male in einer Weise geäussert, die ich letztendlich als äusserst respekt- und würdelos empfand gegenüber schwer Kranken Menschen und gegenüber Angehörigen von jenen Menschen, die wegen Corona sterben mussten.

Klar, Sie haben recht, jeder soll seine Meinung frei äussern dürfen. Gerade deshalb haben Sie mir in den vergangenen Wochen die Augen geöffnet, habe ich es endlich realisiert: Ja, Sie sind ein Komiker, ein Narr, ein Clown.

Turi Bucher